
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 140. Bydgoszcz/ Bromberg, 23. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vierzehn Tage später etwa, die Obstbäume haben schon gleich verblüht und das Gras im Garten ist schon kniehoch, da tummelt sich die kleine Vevi so unter den Bäumen hin, verschwindet dann hinter einer kleinen Bodenwelle und sieht sich dann weitum allein. Ganz in der Nähe jedoch ist der Wald. Die silberstämmigen Buchen stehen geräuschlos wie verzaubert und strecken die Millionen junger, zartgrüner Blätter zur Sonne hinauf. Das ist wohl wert, ganz in der Nähe betrachtet zu werden. Und so trippelt sie neben dem Waldrand hin, streift mit ihren Händen liebkosend diese lichten, grünen Blätter und verhält dann erschrocken den Schritt. Da ist sie nun ganz ungewollt der Sägemühle nahgekommen. Sie bedenkt sofort, daß ihr das verboten ist, und getraut sich keinen Schritt mehr zu gehen. Sie setzt sich ins Gras und blickt durch die Halme hindurch zur Sägemühle hin, was dort unten alles geschieht. Es geschieht nicht viel, die Säge steht still an diesem Tag, denn es läuft wenig Wasser. Nur ein paar Männer sieht man, die auf dem Baumgatler herumwerkeln, und dann ist plötzlich ein kleiner Bub da mit einem Schmetterlingsnetz, der wie der Wind einem Falter nachsaust. Manchmal ist das Gras so hoch, daß sein Haarschopf nur wie eine dunkle Flamme darüber hervorleuchtet. Ja, so klein ist der Bub noch.

Die Vevi erkennt ihn sofort und erhebt ihr Stimmlein. Ganz silberschellig läutete es über die Wiese, und der Bub bleibt mit einem Ruck stehen, vergißt seinen Falter und watet durch das Gras zu dem Mädchen hin. Da steht er nun vor ihr in seinem kurzen Lederhöschen, die Ärmel seines Hemdes hochgekrempelt wie ein Alter, und schaut auf das Dirndl herunter mit seinen großen, braunen Augen. Die Vevi ihrerseits schaut zu ihm hinauf und sagt dann endlich:

„Magst dich net zu mir hersetzen?"

Der Bub schüttelt den Kopf. Er ist noch nicht ganz fertig mit seiner Betrachtung. Das Mädchen ist auch barfuß wie er und trägt über ihrem groben Leinenhemdchen ein rotgestricktes Röckchen, das nur handbreit über die Knie reicht.

„So setz dich doch", sagt das Mädchen jetzt befehlend, und es erscheint eine kleine Falte auf ihrer Stirn. Wahrscheinlich ärgert sie sich über seine stumme Betrachtung. Aber dann setzt sich der Knabe zu ihr, und es ist wieder alles gut.

„Du hast es schön", sagt dann Vevi. „Du darfst in die Sägemühle gehn, ich aber nicht."

„Wenn doch der Sägemüller mein Vater ist", antwortet der Bub. „Warum darfst du net zu uns kommen?"

„Ich weiß es selber net. Meine Mutter laßt mich net."

„Ja, ja, deine Mutter — oh, das ist eine Böse. Net einmal den Schokolad hat sie dir schenken lassen. Da ist die meine schon anders. Alles krieg ich, was ich will."

„Alles?" fragt das Mädchen. „Alles mag ich gar net. Und meine Mutter ist schon auch gut. Sag es nimmer, daß sie bös ist, sonst lauf ich gleich davon."

Schnell faßt er nach ihrer Hand.

„Bleib nur da, Dirndl. Wie heißt denn du?"

„Ich bin die Vevi", sagt sie und schaut ihn verwundert an, weil er gar nicht einmal weiß, wie sie heißt. „Und wie heißt denn du?"

„Pankraz."

„Pankraz? Das ist aber ein spaßiger Nam."

„Schön, gelt?"

„Schön?" Die Vevi denkt angestrengt darüber nach, sagt es leise nochmal für sich hin: „Pankraz . . ." schaut dann den Buben an und lacht. „Doch — ja, er ist schön."

„Möchtest die Sägemühle doch sicher gern sehn, net wahr?" forscht der Pankraz.

„Ja, gern, aber ich darf doch net."

Der Sägemüllerbub schaut zur Höhe hinauf.

„Deine Mutter sieht es net, wenn wir hintumi schlupfen", meint er abenteuerlustig. Und als er dann aufsteht und das Mädchen bei der Hand faßt, trippelt es munter neben ihm her.

Da soll nun jemand sagen, daß der Sägemüller-Pankraz dumm ist. Wie geschickt er, immer Deckung suchend, zu den Haselnußbüschen hinzukommen weiß. Und dahinter kann man vom Kollerhof auch mit dem schärfsten Auge nichts mehr gewahren. Jetzt erst verliert Vevi ihre Ängstlichkeit. Das ist doch ungemein prickelnd, etwas Verbotenes zu unternehmen. Sie wird kein Wort daheim sagen, wo sie war. Da hat sie nun plötzlich ein Geheimnis für sich, und dabei kommt sie sich ungeheuer wichtig vor. Die großen Menschen brauchen nun nicht mehr gar so wichtig tun, sie hat nun selber ein Geheimnis.

Währenddessen sind sie beim Sägewerk angelangt. Der Pankraz stößt ein kleines Türchen auf, dann geht es drei Stufen hinunter, und dann sind sie in dem Raum, wo das Sägemehl in großen Haufen liegt.

Hei, wie ist das lustig, mit den nackten Füßen darin herumzuwaten. So weich und so mollig ist das, daß man sich am liebsten gleich hinlegen möchte. Aber der Bub sagt, daß das dann am ganzen Körper beißt und kitzelt.

Sie gehen dann hinauf, wo die mächtigen Gatter stehen und die kleinen, niederen Rollwägelchen.

„Setz dich nauf, dann fahr ich dich", befiehlt der Bub. Das ist wiederum sehr lustig. Aber dann kommt einer der Knechte und verjagt sie mit groben Worten, weil er schuld sei, sagt er, wenn ihnen was passiert.

„Ich zeig dir noch mehr Sachen", sagt der Bub. „Komm nur mit."

Und was das Mädchen jetzt zu sehen bekommt, versetzt sie in helles Entzücken. In der dunkelsten Ecke liegt auf einem Heubett eine Katzenmutter mit ihren Jungen. Drei weiße Angorakätzchen sind es, und die Alte schnurrt behaglich, als Vevi sich niederbückt und ihr Fell streichelt. Pankraz nimmt eins der Kätzchen hoch, legt es dann Vevi in den Schoß und fragt:

„Magst es behalten?"

Das Kollerdirndl ist baff verwundert, daß der Sägemüllerbub solche Macht hat, einfach ein junges Kätzchen zu verschenken.

„Darf ich dann?" fragt sie zaghaft.

„Freilich, nimms nur. Komm, ich zeig dir noch mehr."

Sie gehen über den Hof in den Stall, von dort auf den Heuboden und dann durch eine eiserne Tür in das obere Stockwerk des Hauses. Pankraz öffnet alle Türen. Das Mädchen lugt neugierig in jedes Zimmer hinein und sagt ein paarmal: „Bei uns ist es nicht so schön."

Als sie sich der Stiege nähern, die in den Hausflur hinunterführt, ruft eine Frauenstimme herauf:

„Wer ist denn da oben? Ich hör doch immer was trampeln."

„Meine Mutter", flüstert der Bub und legt den Finger auf den Mund. Aber jetzt kommen Schritte über die Stiege herauf, die Sägemüllerin sieht die beiden auf der obersten Stufe sitzen und lacht.

„Ja, wer ist denn da zu uns auf Besuch kommen? Grüß dich Gott, du kleines Dirndl."

„Weißt — der Pankraz hat mich mitgenommen", sagt Vevi ein wenig ängstlich.

„Ja, ja, ist schon recht. Gib mir mal eine schöne Hand."

Vevi nimmt das Kätzchen vom rechten auf den linken Arm und gibt der Sägemüllerin ihr Händchen.

„Darf ich das Katzerl behalten?" fragt sie dabei.

„Natürlich darfst du's behalten. Komm nur runter. Magst schon ein Stückl Kuchen, gelt."

Oh, wie schön es in der Küche war bei der Sägemüllerin. Einen ganz weißen Ofen hat sie, und die Mauer ist bis zur Hälfte mit weißen Kacheln beschlagen. Nein, schöner kann es auch in dem Schloß nicht gewesen sein, wo das Dornröschen gewohnt hat.

In der Stube ist es ebenso schön. Und daneben befindet sich noch ein kleiner Raum, da steht ein Nähtischchen drinnen, ein paar große Polstersessel, die so weich und lind sind, daß man gleich erschrickt, wenn man sich darauf setzt. In diesem Zimmer sind auch die Spielsachen des kleinen Pankraz. Wohl hundert Bleisoldaten, dazu andere aus Holz.

„Das sind Franzosen", erklärt Pankraz und ordnet seine Truppen zur Schlacht. Aber die Müllerin sagt:

„Das ist doch kein Spiel für Mädchen. Wart nur, Vevi, ich habe schon was für dich." Und sie bringt eine Puppe daher, welche die Augen zumacht, wenn man sie auf den Rücken legt, und dazu Mama schreit.

„Du lieber Gott, ich kenn mich ja nimmer aus", jubelt Vevi und patscht in die Hände. Dann zieht sie der Puppe die Schuhe aus und öffnet die Haarschleife. Die Müllerin hilft ihr dabei und sagt:

„Wenn du öfters kommst, dann mach ich dir ein paar Kleidchen für die Puppe."

„Da komm ich jetzt oft", meint Vevi; denn sie weiß es doch gewiß, daß es ihr die Mutter nicht wehren wird, wenn sie ihr erzählt, wie lieb und gut die Müllerin ist.

Wie wunderbar ist es doch hier zu spielen. Die Sonne fällt durch das breite Fenster herein in die Stube, und die leisoldaten, die der kleine Pankraz zum Angriff leitet, funkeln, als ob sie aus Silber wären. Mit großen Augen schaut Vevi zu, wie die bunten hinstürzen, einer nach dem andern. „Das sind lauter Franzosen", erklärt der Bub wieder. Die Müllerin kniet zwischen den beiden Kindern, spielt selber mit, und das weiße Angorakätzchen schnurrt behaglich um die Gruppe herum.

Niemand hört, daß die Stubentür geht. Dann steht der Sägemüller auf der Schwelle. Als er das Dirndl gewahrt, sagt er zunächst gar nichts. Nur in seinem Gesicht verändern sich die Züge ein wenig. Damit nimmt er den Hut ab, streicht sich die Haare aus der Stirn und hebt darauf das Mädchen vom Boden auf. Er setzt sich mit ihr in einen der Polsterstühle und nimmt sie auf den Schoß.

„Schau, schau", sagt er lächelnd, „die kleine Kollerin kommt zu uns." Und dabei streicht er ihr langsam und zärtlich über das Haar. Ja, er neigt jetzt sogar sein Gesicht ganz nah an das ihre und sagt: „Geh, gib mir ein Bussl, kleines Dirndl."

„Geh, Jakob", sagt seine Frau ein wenig verwundert. „Seit wann bist denn du so ein Kindernarr?"

Mit einer verlegenen Gebärde stellt der Sägemüller das Kind wieder zu Boden. Er weiß plötzlich nichts mehr anzufangen mit der Situation. Sein Atem geht schwer und hörbar durch den Raum.

„Sie ist auch ein liebes Kind", sagt die Frau wieder.

„Und schau einmal hin, Jakob — dieselben Augen hats wie unser Pankraz."

Wär ein Wunder, denkt der Sägemüller, und es kriecht ein seltsames Gefühl an ihn heran. Zorn gegen sich selbst ist es. „Hätt ich geredet damals", raunt es in seinem Innern. „Ich bräucht mich net so verstellen jetzt. Nun kann es doch nimmer gut nachgeholt werdn."

Nein, jetzt nimmer. Um Gottes willen, was würden da die Leute sagen. Und seine Frau erst. Da ist es schon besser, er hüllt sich weiter in Schweigen und reißt die Geschichte nicht auf, über die schon längst Gras gewachsen ist. Und wenn das Kind nun doch öfters runter dürfte in die Sägemühle, dann könnte er manches gutmachen an dem Kinde. Sein Gewissen würde dann leichter und immer leichter dabei.

„Weiß es deine Mutter, daß du bei uns bist?" fragt er plötzlich.

Vevi schüttelt den Kopf und lächelt pfiffig.

„Wir sind hintumi g'schlichen, ich und der Pankraz."

„Dann schleich nur recht oft hintumi und komm zu uns", muntert sie der Sägemüller auf.

„Geh, du verdirbst ja die Kinder schon zur Heimlichkeit", meint Frau Lisa.

„Ah, da ist doch nix dabei. Ein bissl was Heimliches muß man doch allweil haben."

„Ich will aber nicht hoffen, daß du auch Heimlichkeiten vor mir hast", sagt Frau Lisa und droht ihm lachend mit dem Finger.

Der Sägemüller stimmt in das Lachen mit ein. Aber es klingt nicht ganz echt. Nachdenklich betrachtet er dann die kleine Vevi eine lange Zeit, so, als möchte er Zug um Zug dieses lieben Gesichts in sich einsaugen.

Inzwischen will es Abend werden. Gegen Westen hin verwandelt sich der Himmel in ein zitterndes Gelb.

„Jetzt muß ich aber heimgehen" sagt das Mädchen und bricht jäh das Spiel ab. Plötzlich bekommt es Vevi doch ein wenig mit der Angst zu tun.

„Ich geh mit dir auffe" erklärt Pankraz, und seine Eltern haben nichts dagegen. Beide, die Sägemüllerin und der Mann, sagen, daß sie nur recht oft kommen möge. Sie darf das Kätzchen mitnehmen, und das nächstemal soll sie auch die schöne große Puppe bekommen. Die Müllerin will nur noch ein paar Kleider dafür anfertigen.

Die beiden Kinder suchen diesmal keinen geheimen Weg mehr, sondern gehen über einen schmalen Wiesenpfad, auf dem sie dann zu der neuen Straße gelangen. Es pressiert ihnen gar nicht so sehr. Mitunter bleiben sie sogar stehen und betrachten neugierig die kleinen, runden Wolken, die über den Farrenpoint herüberziehen und anzusehen sind wie niedliche, flaumige Tiere. Allmählich kommen sie aber doch zum Kollerhof. Und als sie dort ankommen — Vevi ist soeben im Begriff, ihren neuen Spielkameraden im ganzen Hof herumzuführen —, tritt die Mutter unter die Haustüre. Ihr Gesicht ist streng und hart.

„Wo warst du denn?"

„Vevi deutet mit der Hand zur Sägemühle hinunter. Dann hält sie das Katzerl mit einer rührenden Gebärde vor sich hin.

„Schaug her, Mutter, ein Katzerl hab ich g'schenkt kriegt."

Da ist Monika schon bei ihr, faßt sie so hart bei der Hand, daß das Mädchen aufschreit vor Schmerz.

„Hab ich dir net verboten, daß du mir da nuntergehst? Sofort gehst jetzt nauf in die Kammer, ich will dich nimmer sehn, heut."

Sie zerrt das Kind mit hartem Griff die Stiege hinauf. Und als das Kind bitterlich zu weinen beginnt, weil das Angorakätzchen erschreckt von ihrem Arm gehüpft und davonlaufen will, schreit die Mutter sie an: „Plärr net so, sonst schlag ich dich auch noch. Hab ich dir net ausdrücklich verboten —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Brunnen.

Erzählung von Franz Braumann.

Martin Eder, der Bauer, schritt den langen Hang hinab nach Hause. Seine Füße griffen gut aus; die vier Stunden Weges hatten den Schritt nicht kürzer machen können. Nun aber war es gut, daß das Haus nicht mehr fern stand. Die Dämmer des Abends fielen schon tiefer herein.

Als er heraustrat unter den letzten schütteren Bäumen des Schieferhanges, blieb er unwillkürlich lauschend stehen. Neben sich hörte er ein Sausen wie von einem gepreßten Strahl Wassers. Das wuchs in steter Wiederkehr an und ließ nach, bis es einmal überging in quellendes Murmeln.

Doch bis es so weit war, hatte sich Martin Eder schon auf Nachschau begeben. Denn ein Wasser an diesem mürben Hang, das wußte er sich nicht zu deuten. Als er etliche Schritte gegangen war, stand er vor der hölzernen Brunnenleitung des Nachbarn. Das Wasser, das höher vom Berg herab aus einer Quellfassung kam, mußte ein Rohr gesprengt haben; jetzt konnten vielleicht noch Keile, umwickelt mit Werg, den Schaden beheben. Denn das Wasser, das der Leitung entströmte, tat dem Hang nicht gut; der weiche Tonschiefer konnte unterwaschen und gelockert werden.

Martin Eder hatte kein Werkzeug zur Stelle. Unter ihm stand auf flacherem Boden das Haus des Nachbarn; wenn er dort den Schaden vermeldete, war es genug. Seine Stirn verfinsterte sich, als er dies dachte. Nein, dort unten kehrte er nicht zu!

Als der Bauer Martin Eder wieder ausschritt, konnte er die ruhevollen Gedanken nicht mehr finden, die ihn gut und treu auf dem einsamen Weg begleitet hatten. Daran waren der Nachbar schuld und die alte Feindschaft, die es zwischen ihnen gab. Mit dem Brunnen hatte sie begonnen, mit der gemeinsamen Leitung, die sie besessen hatten. Sie bauten sich darauf grollend jeder eine eigene Leitung, aber die Feindschaft blieb. Sie waren sich nicht Gegner mit tödlichem Haß geworden, aber was eine Feindschaft in dem einsamen Graben bedeutete, in dem es keinen andern Bauern gab als Martin Eder und den Nachbar, das hatte er die Jahre her genugsam erfahren müssen. Nun sie aber einmal bestand, wollte jeder seinen harten Kopf behalten.

Martin Eder zog den Hut tiefer in die Stirn, als er am Hause des Nachbarn vorbeiging. Es hätte nicht notgetan, dachte er, als er vorüber war, denn das Haus lag schon ohne Licht in schlaftiefer Ruhe. Auch daheim fand der Bauer immer noch nicht seinen guten Frieden; so konnte es ihm nur recht sein, daß im Hause schon alles zur Ruhe gegangen war. Bald stieg auch er die knarrende Stiege hinauf.

Durch das Fenster fiel warm die Luft des frühen Jahres herein. In den Wäldern wuchs ein tiefes, fernes Rauschen an und zog über das Haus des Martin Eder. Der Bauer fand keinen guten Schlaf, er warf sich ächzend von einer Seite auf die andere. Sein Weib erwachte von den stöhnenden Lauten. „Dein Brunnen, Nachbar, dein Brunen! Gib acht!" Das fing die Bäuerin auf. Aber sie weckte ihn nicht; der lange Weg aus der Stadt mochte ihn so müde gemacht haben, daß ihm vergangene Bilder wieder aufstiegen.

Die Nacht stieg noch nicht zur Mitte, da erwachte Martin Eder aus seinem unruhigen Träumen. Der Brunnen! Was hatte es mit ihm? Er horchte in die windige Nacht hinaus und hörte den ewiggleichen Laut des rinnenden Wassers im Brunnentrog vor dem Hause.

In dem Augenblick wußte er, daß ihn der Brunnen des Nachbarn nicht schlafen ließ. Unterhalb der schadhaften Leitung gab es an dem Hang eine Mulde, die letzte Spur eines Erdrutsches vor vielen Jahren. Der halbe Obstgarten ging damals verloren, jetzt gab es dort nur junge Bäume. Wenn das Wasser in die Senke rann und wenn sich die Mulde, die ohne Abfluß war, füllte, dann mußte es die steile Lehne aufweichen. Und darunter stand der Winterstall des Nachbarn mit dem jungen Weidevieh! Der mürbe Schiefer, der gleich unter der Grasnarbe begann — hol ihn der Teufel! —, wenn der feucht wurde, konnte er gleiten wie eingeseift. Und wenn der Hang glitt, mußte der rohe Steinbau mit, da gab es keinen Halt mehr . . .

Martin Eder hielt es nicht mehr aus auf seinem Lager. Als er hinab über die Stiege schritt, rann ihm der kalte Schweiß über den Rücken. Eine dunkle Hast trieb ihn hinaus.

Er fand sich wieder auf dem Wege zum Nachbarhaus. Der Mond brach zuweilen durch; dann stand Martin Eder für einen Augenblick schweratmend still.

Immer noch wußte er nicht, was er tun wollte. Den Nachbar wecken und ihm sagen: Du, dein Brunnen schwemmt dir die Lehne ab? Aber dann mußte der auch erfahren, daß Martin ihm am Abend kein Wort von dieser Gefahr zugetragen hatte.

Unter dem Dach der Holzhütte des Nachbarn fand Martin Eder Hacke und Schaufel und Krampen. Er fühlte es gar nicht, daß er schwer trug an dem Werkzeug über den steilen Hang hinauf. Oberhalb des Jungviehstalles sah der Bauer ein niedriges Bollwerk aus Pfählen und Ästen, das dem stetig wandernden Hang einen Halt geben sollte. Die Jahre hatten es nicht fester gemacht; es hing mehr, als es richtig stand, in der Erde.

Oben stand die Mulde randvoll mit Wasser. Eine knietiefe, schmale Lache bildete sie, und an den Rändern sickerte die Feuchtigkeit schon tiefer hinab. Martin Eder fand in der fahlen Nacht bald die schadhafte Leitung, die nur der flache Rasen zudeckte. Mit einer verbissenen Hast suchte der Bauer den Drang des Wassers zu dämmen. Er schnitt lange Holzkeile zu und trieb sie hinein. Für den Augenblick half es. Als aber der Druck wieder anwuchs, schleuderte es einen nach dem andern pfeifend heraus. Der Bauer trieb die Hölzer nach, doch jählings riß es die Röhre von einem Ende zum andern auf.

Martin Eder stand einen Augenblick verzweifelt und wußte sich keinen Rat mehr. Er ging im Geist der Leitung nach, die an dem Hang waldauf höher führte bis zur Quelle. Und als er noch verbissen niederstierte, kam ihm ein neuer Einfall. Höher am Berg ein Rohr herausreißen, das Wasser seitab in einen Graben lenken, das konnte für den Augenblick noch helfen!

Als er schweißtriefend von dieser Arbeit niederstieg, war eine Stunde vergangen. In den Bäumen rauschte immer noch der Sturm, und unten stand schwarz im Umriß das Haus des Nachbarn.

Martin Eder war mit sich zufrieden. Als er an der Mulde vorging, war die Lache schon halb in den Boden gesickert. Unten an der rauhen Steinmauer des Jungviehstalles rastete er eine Weile. Die Wärme und das tiefe Atmen des Viehes taten ihm wohl.

Plötzlich fuhr der Bauer herum. Von der Höhe über dem Stall kam ein leises Schleifen und Rollen. Ein Holz krachte splitternd entzwei. Martin Eder sah mit starren Augen, wie das Bollwerk Leben bekam, wie es sich überneigte und im nachschiebenden Erdreich versank.

Das Tor zum Jungviehstall krachte auf. „Hinaus, hinaus!" brüllte der Bauer die jungen Rinder an, als er ihnen die Ketten herabriß. Die Tiere hoben die Schwänze und stoben erschreckt ins Freie.

Als dann der Nachbar von dem Krachen und Splittern geweckt wurde und herabkam, stand nicht mehr viel von dem Stall. Er fand den Bauern Martin Eder, der allein nicht mehr hochkommen konnte, weil ein Balken quer über dem rechten Fuß lag.

Der Nachbar mußte den Bauer Martin Eder über den Hang hinab stützen. „Den Stall bau ich mir bald wieder", sagte er wie sich selber zum Trost, „weil nur das Vieh heraußen ist! Das hab' ich dir zu verdanken, Nachbar!"

Nachbar! Wie wohl das Wort tat nach den langen Jahren der Feindschaft. Aber Martin Eder mußte doch entgegnen: „Mir hast du nichts zu verdanken! Ich ging am Abend noch stumm am Brunnen vorbei."

„Aber der Brunnen hat uns dafür wieder zu Nachbarn gemacht!"

Dann traten sie mitsammen in das Haus.

Michael tötet den Adler.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt
von Heinz A. Heilsberger.

„Warum weinst du, Michael?" fragte das Bojarenfräulein und beugte sich zu ihm nieder. Michael, der Hirtenjunge, kauerte stumm am Boden. An seiner Seite winselte Caro und beleckte seine staubigen Füße, wenn Michaels Hand verloren über das struppige Fell des Herdenhundes fuhr.

„Dein Vater hat dich wieder geschlagen", sagte das Mädchen mitleidig. Aber Michael schüttelte den Kopf. „Du lügst!" rief das Mädchen. „Deine Stirn ist blutig. Er hat dich wieder gepeitscht!" Ihr Blick suchte seine Augen, doch er hatte sie trotzig zu Boden gesenkt. Das Mädchen Alexandra ließ sich wortlos ins Gras zu ihm nieder. Da blickte Michael auf, aber seine Augen schweiften forschend in die Runde und suchten die Herde, die bis hinunter zum Gebirgsbach die Höhe bevölkerte und vom kargen Grase äste. Alexandra sah eine Träne an seiner Wimper hängen. Sie fiel herab und traf im Fallen seine Hand. Er wandte sein Gesicht zur Seite, aber das Bojarenmädchen folgte ihm auf den Knien lächelnd nach, um einen Blick aus seinen dunklen Augen zu erhaschen, die sich hinter seidigen Wimpern trotzig und schweigend verbargen.

„Ich will dir eine Pfeife schenken, eine alte, buntverzierte, wenn du mir sagst, warum dich dein Vater peitscht", sagte Alexandra, — glücklich, daß er sie mit einem Blick beschenkte. Aber seine Lippen schlossen sich fest und seltsam abweisend.

„Bist du zu stolz?" fragte das Mädchen unwillig. „Dein Großvater war ein Leibeigener und diente meinem Urahn. Wir sind ein altes Bojarengeschlecht! Warum tust du so stolz?"

Alexandra traf ein Seitenblick aus seinen nachtschwarzen Wimpern. Er war so seltsam, daß ihr das Herz zu klopfen begann. Er war wie die Blicke der Burschen aus dem Dorfe, wenn sie den Bojarentöchtern nachsahen, so heiß, aber edler, so sehnsüchtig, aber zugleich stolz und abweisend. Es war etwas in diesen Augen von der Schwermut und schweigenden Größe der Karpatenberge, die sich ringsum in dunkler und stiller Majestät erhoben und mit ihren einsamen Gipfeln dem Himmel so nahe waren.

„Michael", flüsterte das Mädchen und suchte unverwandt in seinem Antlitz, das sich hochmütig versperrte. „Ich kann dich bestrafen lassen, wenn du mir nicht antwortest!" Da bemerkte sie ein Lächeln um seine Lippen. Es spielte kaum merklich und war dann verschwunden. „Michael", bat Alexandra.

Da streifte ein riesiger Schatten die Höhe und senkte sich über die Herde. „Ein Adler", rief Alexandra bewundernd. „Nein!" schrie der Hirtenjunge entsetzt und sprang pfeilschnell auf. Wie aus dem Boden gewachsen stand er auf den Beinen und keuchte schweratmend und voller Erregung. Sein Blick war wie eine fürchterlich Drohung gen Himmel gerichtet, aus dem der Schatten sich herniedersenkte und verräterisch die Höhe kreuzte. „Nein!" stieß Michael noch einmal wild hervor und hob die Fäuste wie zur Abwehr. Wie besessen raste Caro zur Herde hinunter, die sich furchtsam zusammendrängte, aber mehr noch vor dem wütenden Gekläff des Hundes, als aus Ahnung vor der drohenden Gefahr, die in den Lüften lauerte. „Siebenmal", keuchte Michael, „stieß er herunter! Siebenmal wurde ich dafür gepeitscht."

Alexandra sah fragend zu ihm hinüber. Er stand wie aus Erz gegossen. Die Lammfellmütze ein wenig schief auf dem Kopfe. Die dunklen Haare drängten sich in widerspenstiger Fülle unter ihr hervor. Das ernste Gesicht mit der leichtgebogenen Nase war kühn und voll verhaltener Erregung nach oben zu dem verhaßten Feinde gerichtet, und seine Nasenflügel bebten. Alexandras Herz pochte schneller, als sie ihn so stehen sah. Sein gespannter Blick folgte unverwandt dem kreisenden Raubvogel. Aber der stieß nicht nieder. Bald war er zwischen Felshängen und hinter fernen Klüften verschwunden. Da senkte sich Michaels Blick wieder über die Herde. Es war, als zählte er in banger Erwartung die Minuten bis zu einem neuen Angriff. Auf einen leisen Pfiff kehrte der Hund zurück und umsprang ihn wedelnd und kroch ihm zwischen den Beinen herum.

Als Michael sich umwandt, stand Alexandra hinter ihm und bickte ihn aus großen Augen an. „War es das?" fragte sie leise. Ehe er nickte, warf er einen lang forschenden Blick nach den fernen Hängen und Gipfeln, die den Adler bargen. Dann legte er sich ins Gras nieder und berichtete stockend von seiner Not. Wenn der Abend über die Karpaten hereinbricht, verläßt er mit der Herde seines Vaters die Weideplätze auf den Abhängen und Höhen, um sie auf den väterlichen Hof zurückzutreiben. Aber siebenmal hatte unter den Lämmern eins gefehlt, siebenmal war ein großer Bergadler in die Herde hinuntergestoßen und hatte sich ein Lamm geraubt. Zu Hause wurde seinen Berichten kein Glaube geschenkt. Der Vater glaubte, er sei unachtsam und habe sie unterwegs verloren, oder er habe geschlafen, und das Tier sei in den Abgrund gestürzt. Darum peitschte er ihn für jedes fehlende Lamm.

„Was willst du nun tun?" fragte Alexandra bewegt. Michael schwieg. „Du darfst dich nicht peitschen lassen", sagte das Bojarenfräulein erregt, „du mußt deinem Vater wehren!" Michael lächelte schmerzlich. „Ich werde bei dir bleiben", sagte das Mädchen, „bis der Adler wiederkommt. Wann kommt er wieder?" Er antwortet nicht. „Dem Polesku hat ein Adler in einem Zweikampf die Brust zerfleischt, und einem andern ist ein Auge ausgehackt, als er einen Horst ersteigen wollte." Michael nickte schweigend. „Hast du eine Steinschleuder?" fragte Alexandra. „Für den Wolf", antwortete Michael, „der Adler ist zu schnell." — „Du mußt dir ein Messer besorgen!" — „Ja", sagte Michael tonlos. Da huschte wieder der Schatten über den Hang. Alexandra schrie auf. „Michael!" rief sie und hob entsetzt die Hände. Der eilte geradewegs dem riesigen Tier entgegen, das wie ein Ungeheuer auf die Erde herunterstieß, so daß die Schafe unter dumpfem Blöken auseinanderstoben und die Lämmer klagend nach den Muttertieren riefen.

„Hetz, Caro! Hetz!" schrie Michael verzweifelt und sprengte dem rasenden Hunde nach. Da hatten die scharfen Krallen des Raubvogels auch schon ein Opfer gepackt, aber ehe sich das Tier mit seiner Beute in die Lüfte erheben konnte, war Caro mit einem Sprunge heran. „Michael", schrie Alexandra, „Michael bleib!" Wie rasend fiel der Hund den Raubvogel an und verbiß sich in seinem Federkleid. Michael aber frohlockte zu früh. Mit seinen scharfen Waffen packte der Adler den treuen Herdenhund und zerfetzte ihm den Leib, daß er winselnd zusammenbrach. Da war der junge Hirte heran und stand zum Sprunge geduckt. Wie ein Besessener hatte er sich auf das riesige Tier gestürzt und hieb mit verzweifelten Schlägen auf das Ungeheuer ein. „Michael!" hörte er die Stimme Alexandras rufen, dann spürte er die ersten Schnabelhiebe an Kopf und Schulter, und indem er das erste warme Blut über sein Antlitz fließen fühlte, bemerkte er, wie die Greifer des Adlers die Beute fallen ließen und sich mit der Wut einer verletzten Bestie auf ihn stürzten.

„Hetz, Caro! Hetz!" rief Michael noch einmal verzweifelt, denn er konnte das Ende des Hundes nicht fassen und hoffte, er könne ihm beistehen. Die rasenden Flügelschläge des Untiers nahmen ihm jede Sicht und Besinnung. Die Krallen und der furchtbare Schnabel zerfetzten Kleidung und Fleisch. Als er den Hals des Raubtiers zu fassen bekam, würgte er ihn, bis die Flügelschläge matter wurden, aber dann riß ein wütender Schnabelhieb ihm den Arm auf, und für einen Augenblick brach er ermattet in die Knie. „Michael!" hörte er einen durchdringenden Schrei wie aus weiter Ferne, dann war das gereizte Untier über ihm, und Michael wälzte sich am Boden. Ein letzter verzweifelter Armgriff führte ihn an den Hals des Vogels. Er klammerte beide Fäuste um ihn herum, als hielte er den leibhaftigen Tod im Würgegriff. Als es ihm — aus unzähligen Wunden blutend — mit zerfetztem Arm gelang, sich auf den Adler zu werfen, war es um das Tier geschehen, und, matter und matter werdend, ließ es im Widerstand nach.

Als die letzten Zuckungen vorüber waren, erhob sich Michael und stierte wie abwesend zu Boden. Es war, als bemerkte er die Spuren des Kampfes gar nicht. Alexandra war fort. Michael beugte sich keuchend hinunter und hob das verendete Tier auf seine Schulter. Aber als der die Trophäe hinaufgeschwungen, brach er mit ihr zusammen und ward unter den gewaltigen Schwingen begraben.

So fanden ihn die Leute aus dem Dorfe, die Alexandra gerufen hatte. Und Michaels und Alexandras Vater waren herbeigeeilt. Selbst Poleskn und der Einäugige hatten sich eingefunden, aber sie sagten entgegen ihrer Gewohnheit kein Wort. Seit der Zeit gilt Michael als der zukünftige Bojar.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.